

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

95 (23.4.1930) Die Mußestunde

Wie an vieler Stelle besprochen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Wilhelm Glanzer: Rechtschöpfung und Rechtsgestaltung. Verlag Otto Meißel, München 1930. — Es ist keine juristische Mathematik oder Physik, wenn man wie Wilhelm Glanzer bei der Betrachtung des Rechtsproblems von dem Gegenstand der statischen und dynamischen Auffassung ausgeht, denn der Begriff der Dynamik, der Kraft und Bewegung ist zwar ein naturwissenschaftlicher Begriff, nicht aber der der Statik, des Seins und der ewigen Dauer. Dieser Begriff ist ein geisteswissenschaftlicher, ein philosophischer. Die statische Rechtsauffassung geht von dem Status, dem Staat und dem objektiven Recht aus. Mit dem Blick vom Ganzen auf das Einzelne ordnet der Staat durch Normen die Tatbestände des Rechts, die durch einen logischen Schluß, die Subsumtion auf die Sachverhalte des gesellschaftlichen Lebens angewandt werden. Dieses Prinzip der normativen Ordnung birgt neben der Tendenz zum Erweichen die Gefahr der Erstarrung in sich, da das stets sich wandelnde Leben in seiner Vielgestaltigkeit alle auf die Dauer gerichteten Banden frei sein will. Die dynamische Rechtsauffassung geht daher von der Bewegung, dem Leben aus. Da alles Leben zunächst Einzelleben ist, blüht sie nicht vom Ganzen, vom Staat zum Einzelnen, sondern umgekehrt. Nicht mit Begriffen, sondern mit Werten arbeitet sie; ihre Methode ist daher nicht logisch, sondern psychologisch. Diesen in der Rechtsphilosophie jetzt allgemein anerkannten Gegenstand von statisch-dynamisch, von Klassik und Romantik sucht Glanzer in neuer und persönlicher Weise zu überbrücken und dadurch einen Ausweg aus der Krise des Rechts aufzuzeigen.

Glanzer nennt keine Lösung die pragmatische. Darunter versteht er eine Entfaltung, die das Notwendige aus dem Erlebnis heraus schaffen und gestalten will. Der Zweck, welcher den Inhalt alles Handelns bestimmt, ist die Sachfrage. So ist ihm Rechtsgestaltung mehr als Rechtschöpfung. Hier liegt aber das Irrige an der Glanzer'schen Auffassung. Rechtschöpfung und Rechtsgestaltung ist nicht zu trennen. Durch die Herausstellung des Zweckgedankens auf der Erlebnisgrundlage läuft die pragmatische Auffassung, wie jede pragmatische Philosophie Gefahr zum Utilitarismus, zum Nihilistischer Standpunkt zu werden. Die Antithese, von der Glanzer mit Recht ausgeht, kann nur in dialektischer Entwicklung durch eine neue Synthese überbrückt werden. Mit ihrem guten Gedanken zur Rechtspolitik und mit der vorzüglichen Aufzeichnung des Problems der Rechtskritik verdient die Glanzer'sche Schrift weitest Beachtung. Dr. Fees.

Das Heft. Drückt sich der Beruf im Gesicht der Frau aus? — Diese interessante Frage ist Gegenstand des großen Preisauszeichnens der illustrierten Frauenzeitschrift „Das Heft“. „Beruf und Gesicht der Frau“. Den Leserinnen wird Gelegenheit gegeben ihre physiognomischen Fähigkeiten zu erproben. Preise im Werte von mehr als 20000 M wurden ausgesetzt für die Einkunderinnen der richtigen Lösungen. Heft 8 bringt die ersten vier Bilder zum Preisauszeichnen und einen großen Teil der Abbildungen der ausgezeichneten Preise. — „Friede unter den Völkern“, heißt der interessante Beiratsartikel dieser Nummer. Ein ausführlicher, reich illustrierter Beitrag beruht auf dem Autopsiebericht über den Fall Kowalewski, auf zwei Seiten werden Geheimnisse zur Schlichtung des verurteilten, Frühlingsmodeberichte, Anleitungen zu hübschen Malereien auf Baden, Reisen, Reiselektüre sind in der vorliegenden Nummer enthalten. Der spannende Detektivroman: „Die Fieberdämonen“ erreicht seinen Höhepunkt. Eine bunte, amüsante, inhaltsreiche Nummer ist „Das Heft“ Nummer 8, eine rechte Lesestunde für die Ostertage.

M. M. de Jona: Der seltsame Künstler. Verlag „Der Bücherkreis G. m. b. H.“. Ganzleinen 263 Seiten, Preis 8 M. Der Held dieses prächtigen Buches ist ein kleiner Dorfbauer, Merentzke, der sich mit aller Kraft bemüht, ein guter, frommer Christ zu sein; aber es kommt immer etwas dazwischen. Er, der mit gläubigem Eifer seinen Pflichten als Wesen nachlebt, gerät fortgesetzt in Situationen, wo sein Schwebelicht ihn angeblich im Stich läßt. Neben Merentzke tritt besonders in den Vordergrund sein Freund Hitzel, der „seltsame Künstler“, dessen „Glauben“ Merentzke ganz und gar nicht versteht. Dieser Hitzel ist ein wiederkehrender Typus: ein nachdenklicher und berserkhafter Mensch — läßt sich dazu überreden, vertrittsamerweise das Künstleramt zu übernehmen. — Des letzten Künstlers feiner, überlegener Humor schimmert überall durch; ja in einzelnen Abschnitten berührt geradezu eine ausgelassene derbe Heiterkeit wie auf den Bildern alter holländischer Meister. Mit atemberaubender Spannung und in ständig wachsender Anteilnahme folgt der Leser den lustigen Streichen Hitzel's. Dieses neue Buch wird dem Bücherkreis viele neue Freunde gewinnen. Wer es zum kommenden Weihnachtsfest verschenkt, trifft eine gute Wahl.

Deutsche Arbeiterängereitungen. Organ des Deutschen Arbeiterängereitungsvereins. Erschienen ist Nummer 4 des 31. Jahrganges. Bierzehn Jahre Maffei. — Echo der Arbeitermusik. — Erwin Lendaal. — Roman ... Gedicht. — „Schwerarbeiter“. — Neuerwerbungen des Bundesverlages. — Ein Jahr „Wefe“. — Erholungsheime der Arbeiter. — Bismarck'sche Arbeiterführer. — Den Alten zur Ehre! — Arthur Kömer sechzig Jahre alt. — Aus der Internationalen der Arbeiterländer. — Konzerttrübsinn. — Kleine Chronik. — Berichtsbüchlein. — Konzertreise nach Belgien. — Bücherchau. — Bundesnachrichten.

Käselecke

Begleitbild



Wo ist der Bärenjäger?

Wort-Käselecke
1 ist ein deutscher Nebenklub,
2 ist noch nicht „erreicht“,
3 braucht oft der, der rechnen muß,
Und 4 ist niemals leicht!
Das Ganze soll ein Sprichwort sein;
Vielleicht fällt dir die Lösung ein.

Käselecke

Zahlen-Käselecke: Nil, Lich, Tinte, Berlin, Kreisel, Schiller, vovovische, Eisenblech.
Bier-Käselecke: Cismeer, Gardas, Rathaus, Mailand, Schranz, Zeitungs, Gertrud = Eftland.
Richtige Lösungen sandten ein: Emil Siefeld, Julius Grimmer, Robert Mattes, Karlsruhe.

Anekdoten von berühmten Musikern

Der bisigste aller Musiker, der Pianist Hans von Bülow, jagte einer jungen Dame, die ihm vorzeigte und um sein Urteil gebeten hatte: „Sie sollten an der Nähmaschine arbeiten, mein Fräulein — so regelmäßig wie Sie tritt niemand das Pedal!“

Der berühmte Wiener Chirurgen Billroth war ein begeisterter Musikfreund. Er spielte Cello. Einmal spielte er mit seinem Freunde Brahms zusammen eine Sonate und saum waren sie fertig, als Billroth ausrief: „Hören Sie, Brahms, Sie haben mit so viel Feuer und Gewalt gespielt, daß ich mein Instrument zum gehört habe!“ Der Komponist Brahms nickte bedächtig: „Seien Sie froh, Billroth!“

Der vor einigen Jahren verstorbene Dirigent Arthur Nikisch war im kaiserlichen Petersburg so kein anderer beliebt. Wenn er kam, dann jubelte alles, die Kritiken alischen Stimmen und einer schrieb in einem laugen Essay, der in vielen Blättern erschien, von der „faisinierenden Art des Dirigierens dieses Meisters.“ Beim nächsten Konzert hörte Nikisch, dessen gutes Gehör sprichwörtlich war, jemand in der zweiten Reihe zu seiner Nachbarin flüstern: „Du Olga, nicht wahr, du wirst es mir sagen, wenn er zu „faisinieren“ anfängt?“

Carl Maria von Webers „Die drei Pintos“ war Fragment geblieben. Eines Tages hat Gustav Mahler einen Schluß dazu komponiert und die Komposition wurde aufgeführt. Nach der Aufführung tritt irgendein großer Musiker auf Mahler zu und fragt: „Sagen Sie mal, verehrter Herr Mahler, welche Teile waren denn gewebt und welche gemacht?“

Das Temperament des Dirigenten Siegfried Ochs war ebenso bekannt wie gefürchtet. So hatte er einmal eine Dame, die in seinem Chor sang, furchtbar heruntergeknallt, bis es der zu bunt wurde und sie den Raum verließ mit den Worten: „Ich werde so lange hinausgehen, bis sie sich anständig benehmen!“ Da schrie ihr Ochs wütend nach: „Dann können sie ganz wasbleiben!“

In einer kleinen Stadt hatte ein Komponist die tolle Idee gefaßt, ein Konzert zu veranstalten. Zu diesem Zwecke stellte er ein Orchester zusammen, was nur mit dieser Mühe gelang. Bei der ersten Probe erkannten merkwürdige Töne von der Bühne her. Der Dirigent schrie dem Dirigenten zu: „Aber können sie nicht sehen? Sie spielen so ganz andere Noten als auf dem Blatte stehen!“ Da erwiderte der Fieberdämon mit dem ganzen Selbstgefühl des angebenden Künstlers: „Der Bass ist meiner, darauf spiele ich, was ich will!“

Die Mußestunde zur Unterhaltung und Belehrung

16. Woche 50. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 23. April 1930

Frühjahrsnacht

Sacht sang die Nacht; das Rauhen ersten Geins und der Frühlingesgewässer Weitung
in der Höhe die Sterne, unendliche leuchtende Kette,
hauchten den Duft überirdischen Reimens in mächtiger Stärke;
und meiner Weiber Hände, über der Brust getreut wie im Tod,
lagen fleischlich und still und enttäuscht von der Not,
gebrochen vom Werte.

Doch ihre Geisterhände spannten sich aus zu den Sternen,
Millionen Seelen umarmten sie auf der Erde und in den Welten-
fernern,
und langer Atem freudigen Erglühens,
der Städte Tosen wie im Feste,
Kantaten von Geisterflüssen, in mystischer Saat des Windes Singen,
unabhängiger Dreheser Ertönen
hob sich im Takt ihrer geheimnisvollen Gesie. So Piever.

Der Mann, der das Auto stahl

Von Heinz Eisaruber.

Es war eigentlich kein Mann, der das Auto stahl, sondern ein Junge. Zwar war er schon 30 Jahre alt und trug einen Schnurrbart. Wo eigentlich kein Junge mehr, sondern ein Mann. Dennoch hat das Auto nicht der Mann gestohlen, sondern der Junge. Und das ging so zu.

Max Mohrmann war in der Großstadt geboren; in der Dachkammer einer Mietkajene; der Vater ging in die Fabrik; die Mutter ging in die Fabrik; schon im Mutterleibe hatte ihn das stählerne Räder der Transmissionsen und Hebel umbraut; als er sich vom Leib der Maschinenklavin löste, schrien ihm die rollenden Räder der Straße den ersten Gruß ins Ohr; und wenn er später als blaffer, schmählicher Junge im dunkeln Hof der Mietkajene mit dem Müllbauern spielte, bellten aus der Werkstätte des Hinterhauses die ersten Explosionsmotore.

Breit und wuchtig schon bald des Jungen Begeisterung für die schwarzen Wunder dahin, deren Abhimmeln er im eigenen Blut werden konnte und halfte in verschwiegenen Eden geheimnisvolle Maschinen. Er lag Stundenlang vor defekten Motoren und Autos auf dem Bauch, wenn die Mechaniker an ihnen hockten. Und das Hochziel alles Lebens dünkte ihm der Besitz jener schraubenden, wunderbaren Maschine, die man beherrschte, pflegte und auf der man Raum und Zeit überwand. All seine Wags- und Schlafträume in der ständigen Manjard freissen um Kolben, Hebel und Schrauben und um das Wunder ihrer Kraft.

Mit 13 Jahren erfüllte sich ein Stückchen seiner Sehnsucht: Max Mohrmann ging als Lehrling in eine Maschinenwerkstätte. Zwar kam er nur selten mit den Maschinen in Berührung und meist war er mehr für die privaten Bedürfnisse der Familie seines Meisters tätig, als für jene der Werkstätte. Doch war er glücklich, in der Nähe der Maschinen und Motore sein zu können. All das sollte ja nur eine Etappe sein auf dem Weg zum Ziel seiner Sehnsucht. Er würde arbeiten und dann würden sich ihm langsam die Dinge nebeneinander stellen, denen er sich so verbunden fühlte. Und eines Tages würde er selbst ein Auto besitzen.

Mohrmanns Kinderalbe wurde bald erschüttert. Er bekam sehr bald die ihm unfähbare Macht des gesellschaftlichen Apparates zu spüren, in dem er ein herumgeflöhrenes Sandkorn war. Mohrmanns Vater starb an Tuberkulose; die Mutter holte den Jungen aus der Werkstätte, in der er nichts verdienter, er sollte an seines Vaters Stelle treten und zum Lebensunterhalt der Familie beisteuern. Max Mohrmann ziß sich wehen Herzens von den Maschinen und Motoren, wurde Kautzunge, Zeitungserklärer, Arbeitsofer, Pumpenhammer; aber all das war er nur mit seinem Körper, seine Seele spielte um die furenden Motoren und ihre abgetroffenen Getänge. Als der 16jährige endlich an dem Automaten stand, den sein Vater einst bedient hatte, erwartete er einen Augenblick angefühlter der älteren Räder und Hebel, aber er merkte bald, daß diese Maschine ein Tyrann war, daß sie seinen natürlichen Spiel- und Schöpfertrieb abmürte, statt ihn zu erlösen. Und so flüchtete Mohrmann sich mit dem Rest seiner Triebe in die Phantasie: wenn er abends in der Dunkelkammer der Mietkajene saß, dann holte

er aus seinem Schrank Kataloge und Bücher, seine Sinne weideten sich an der Vielgestalt der Auto-Modelle fast, und wenn er die Augen geschlossen hatte, sah er in seinen Träumen am Volant solch einer geliebten Wundermaschine. Wie auf einem Ausbrennwech aus Laufend und einer Nacht glitt er auf dem stählernen Tier durch die Lande, beschwingt und aller Sorgen ledig. Jeder Hebel und Knopf entließ ihn schneller den himmerverdundelnden Steinmauern, Städt- und Landesarenen schumpften zusammen, der Erdball lag ihm im den Armen gleich einer schmiegsamen, hingebenden Geliebten.

Damals fand Max Mohrmann viele Kameraden: junge Arbeiter, gleich ihm erfüllt von der Wunderkraft jener furenden, alleitenden Maschinen. Ihr gesunder Instinkt ließ sie erkennen, daß ihr Besitz ihnen ein Stück körperlicher Freiheit, ein Stück Erleben bringen würde: Berg und Wald und Feld jenseits der Fabrikmauern und Schienenstränge würden ihnen näher sein, das jagende Spiel der Maschine würde nicht dem Sklavenhalter, sondern ihnen selbst erbrauen und ihnen selbst gefällig sein. Wenn Mohrmann mit seinen Kameraden von der Arbeit kam und über die Straßen schritt, dann zogen die Autos, die den Weg säumten, die flehnsüchtigen Maschinenklaven an sich wie das Licht die Mäulen. Erregt sprachen sie von den Kräften der Maschinen, tauchten ihr Wissen aus, vertrauten sich ihre Sehnsüchte an, und schauten ebrfruchtswoll und in kindlicher Hoffnung nach jenem Lande aus, von dem sie wußten, daß es auch ihren Klassenangehörigen den Weg zum Besitze eines Autos frei gab: nach Amerika. Da sie jung und latentdurftig waren, beunruhigten sie sich nicht mit der Hoffnung: sie wollten sparen und mit vereinten Kräften das Geld für einen kleineren Wagen schaffen; er sollte gemeinamer Besitz werden.

Aber die Not ließ sich auch von den Plänen dieser 5 Proletarier kein Schnitzsporn schlagen. Als zwei Jahre um waren, da war die Gemeinchaftskasse leer: Arbeitslosigkeit, Krankheit, Familienfragen hatten immer wieder Räder hineingerissen, und als Max Mohrmann, der Unentwegte von allen, eines Tages etwas übergernd erklärt hatte, daß er keinen Anteil abheben wollte, weil er hochzeit machen müsse, da war auch der letzte Hoffnungsschimmer der jungen, flehnsüchtigen Schwärmer am Horizont ihrer Träume verschwunden.

Max Mohrmann glitt nun langsam und unaufhaltsam in die sermirrende graue Enge einer Proletarier-Ehe hinein. Die Sorgen häuften sich und verdrängten Jugend und Jugendträume. Aus Nahrungsfragen, Wohnungsfragen, Arbeitslosigkeit, Krankheit und unwillkommenen Kinderlegen baute sich ein kerkerhaftes Rund, an dessen harten Gitterstäben sich Mohrmanns Lebenswillen prüfte. Zuweilen noch machte er den Versuch, sich auf die Wolkeninsel seiner Jugendhoffnungen zu retten; er holte dann heimlich wieder seine Auto-Kataloge aus der Schublade, sah im Geiste nochmals fiebernd am Volant, schaltete an den Hebeln, pilzte beglückt das Vorderrad des Motors und leate wachsamem Auges den Wagen in die Kurve; Bäume saaten vorüber, der Horizont rückte näher, weitergestreckt lag die Landschaft und glücklich erschauend fühlte er sich als ein Mensch, für den die Welt erschaffen war.

Aber solcher Versuche wurden immer weniger. Er erlappte sich immer öfter bei dem Gedanken, das alles sei ja Kinderei. Er begann die Kraftwagen, die am Wertand standen und ihn an sich zogen auszuweichen. Und wenn er eine Gruppe Jungens sah, die sich begeistert um ein Auto sammelte, dann fühlte er neidvolle Bitterkeit in sich hoch steigen, die Linien um seine Mundwinkel vertiefte sich und seine Augen blickten grämlich und abwesend.

Soweit war Max Mohrmann gekommen, als ihm eines Tages etwas passierte, was kein brauer, ehrenhafter und zufriedener Witz ger verleben wird, und was also auch der Richter, der ihn später vernahm, nicht verstand. Mohrmann war an einem hellen, klaren Sonntagmorgen — der Horizont leuchtete wie Märzweissen — milde und ziellos durch die Straßen gestrichen. Sorgen, das Gedächtnis der Frau und das Kreischen der Kinder hatten ihn aus dem Haus getrieben. Während er wußtlos dahinwanderte, zauberte um eine Ecke bog, stand er vor einem einsamen Auto. Ein neuer Wagen, langgestreckt, vollstärkt, mit schwarzen Ledermöblern. Ein silberglänzendes Auspuffrohr zog sich am Chassis entlang. Mohrmann blieb überfallen stehen und schob sich dann, bestig von dem sonnenbeschienenen Gefährt angesogen, langsam näher. Er ging vorsichtig und klopfenden Herzens ein paar mal um den Wagen herum, betastete die Polster, strich mit der schwieligen Hand über die glänzenden Kotflügel und setzte den Fuß von ungehörig auf das Lenkpedal. Da öffnete sich die löse eingeklinkte Tür. Mohrmann trat — ein schwärmerischer, flehnsüchtiger Junge — ein, ließ sich in die

Besuch bei Magnus Firschfeld

Der berühmte Gelehrte über sein neues großes Werk

Das Haus am Berliner Tiergarten, das bekannte Institut für Sexualwissenschaft, untersteht sich äußerlich in seiner vornehmen Unterführung kaum von den übrigen großartigen Villen dieses Viertels. Aber wenn sich auf einen Durchgang die elektrische Klingel die hohe Eingangstür öffnet, umfängt den Besucher sofort ein fast feierlicher und doch freundlicher Ernst. Zwischen zwei Marmorpfeilern gelangt man in eine kleine Halle, von deren Stirnwand der Bekräftigung des Gelehrten in Marmor leuchtet: „Für die reine Wahrheit führt zur rechten Reinheit.“ Man betritt einen kleinen, mit allen edlen Möbeln eingerichteten Raum und wird von dort vom Empfangssekretär in den großen Salon, einen riesigen Rundbau, geführt. Hier warten von früh bis abends Menschen aus aller Herren Länder, Ratlose, Unzufriedene, Reichen, Gestaltlose, Personen in jeklamen orientalischen Vermummungen, erotische Typen, die durch ihr scharfes Aussehen auffallen und nicht erraten lassen, welchem Geschlecht sie angehören...

Sie alle warten lebhaftig und geduldig, bis sich von Zeit zu Zeit ein Türflügel öffnet und die kaum mittelgroße und doch so markante Gestalt des Gelehrten zeigt. Alles blickt gespannt auf den Mann mit dem wirren ergrauten Haar und dem kräftigen Schnurrbart, dessen gute, kluge Augen aus den runden goldgefassten Brillengläsern die Besucher anblicken...

Nachdem sich die Schar der Hilfesuchenden einigermaßen gelichtet hat, winkt er mir zu und ruft nach seiner gewohnten Art: „Nun kommen Sie mal!“ Ich folge ihm in sein Arbeitszimmer, einen riesigen Raum mit leuchtenden Teppichen, edlen Bronzen, alten Gemälden und wuchtigen alten Möbeln. An einem Fenster zwischen schweren roten Profekturarmen weist er mir einen Platz auf einem türkisfarbenen Soder an und nimmt mir gegenüber Platz. Er ist bereits über den Zweck meines Besuches unterrichtet. In seiner lebhaften Art ergreift er sofort die Initiative und entsetzt mich einer einleitenden Bitte.

„Also“, beginnt er, „Sie sind gekommen, um von mir über mein neues großes Werk, „Die Sittengeschichte des Weltkrieges“ zu hören; wie ich auf die Idee kam, dieses Werk zu schreiben und was es enthält. Nun sehen Sie mal, die Erforschung und Erläuterung der Zusammenhänge von Krieg und Sexualität stellt den Sexualforscher vor eine ganz besonders dankbare Aufgabe. Ich habe schon während des Krieges viel über die sexuellen Folgeerscheinungen und Auswertungen des Frontlebens und des Schicksals der unglücklichen dahingekommenen Mädchen und Frauen nachgedacht und veröffentlicht, aber es konnte sich natürlich nur um Teilaspekte eines großen Ganzen handeln, um einzelne Wunden der arabischen Sexualkatastrophe aller Zeiten, wie ich von Standpunkt des Wissenschaftlers vor allem dem Weltkrieg betraute. Bald nach dem Krieg kamen in ein Institut Sendungen aller Art von Kriegsenden, die den einen einen kleinen Raum im Hause wohneten. Neben den für die Barbarischen Aufnahmen verzeichneten Dokumenten, wie photographischen Aufnahmen verschiedener Szenen aus dem großen Norden, Hinrichtungen und schriftlichen Schilderungen von Erlebnissen der Frontsoldaten, landete auch eine große Anzahl erotischer Kuriositäten ein, die ein altes Streiflicht auf die sittlichen Zustände jener „großen Zeit“ werfen. Obzine Zeichnungen, Produkte überreicher Phantasie geschlechtlich ausgebeugter Soldaten aus dem Schützengraben, Gedichte kriegsreifen Infanteristen und schließlich auch plastische Darstellungen erotischer Handlungen in Form von Spielzeugen, die mir überhandt wurden, legen drohtige Zeugenschaft einer noch nie in auch nur annähernd so großem Umfang dazugekommenen Geschlechtsnot und daneben eingegebenden beispiellosen Ausschweifung ab. Die freiwilligen Sendungen bilden den Grundstoff meiner Sammlung „Krieg und Sexualität“.

Inerent durch die Vielfältigkeit des Geschehens und seiner eminenten allgemein menschlichen Bedeutung, habe ich mich entschlossen, das Sexualleben und die damit verbundenen kulturellen Auswertungen des Weltkrieges einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen und deren Ergebnisse in einem großen Werk niederzulegen, welchem nicht nur die Aufgabe zukommt, eine wahre Darstellung jener Zustände zu vermitteln, sondern darüber hinaus zur Warnung für alle Zeiten die verheerenden sittlichen Folgen des Krieges aufzuzeigen.

Meine umfangreichen Verbindungen mit ersten Wissenschaftlern und Künstlern des In- und Auslandes machten es mir möglich, sehr reich einen ansehnlichen Etat von Mitarbeitern zu gewinnen, die mir ihr Spezialwissen zur Verfügung stellten. Gleichseitig ließ ich die Museen, Archive und sonst unzugänglichen Privatbibliotheken zur Beistellung von authentischem Bildmaterial heranziehen und gelangte auf diese Weise in den Besitz von dokumentarischen Unterlagen aus allen Staaten. Sehr viel Wertvolles erhielt ich auf meinen in etwa 500 großen in- und ausländischen Zeitungen veröffentlichten Aufruf an Kriegsteilnehmer aller Nationen zwecks Ueberlassung entsprechender Beiträge. Aus dieser Ueberfülle einzigartigen Materials, das zum größten Teil der Öffentlichkeit gänzlich unbekannt ist und wohl auch geliebt wäre, habe ich die

entsprechende Auswahl getroffen und mich bemüht, eine Darstellung der erotischen und kulturellen Zustände jener Zeit zu geben, die alle am Weltkrieg beteiligten Staaten mit gleicher Gründlichkeit umfaßt und insoweit als auch weit davon entfernt ist, einseitige politische Auffassungen zu berücksichtigen oder zu begünstigen.

Ich habe mich lebhaftig um die objektive Wahrheit bemüht und in allen Wörtern, die an dem großen Ringen beteiligt waren, nur Menschen in ihrer tiefsten irdischen und kulturellen Not und Qual gesehen. Die Wahrheit kennt keine Parteilichkeit, sondern nur Tatsachen. Mögen sie auch noch so grauenvoll sein und die menschliche Kreatur in ihrer tiefsten Erniedrigung zeigen, so darf der ernste Forscher nicht davon zurückzusehen, sie auszusprechen. Nur so kann das Gewissen der Wertvollen aufgerüttelt und dazu beigetragen



werden, daß die Wiederholung einer derartigen Katastrophe in der Zukunft unmöglich wird. Dies ist auch der ethische Grundgedanke meines Werkes.

Die Taten, von innerster Ueberzeugung getragenen Sätze des Gelehrten klingen noch im Raume nach, und ich lese ihm die innere Ergriffenheit an, die er durch ein paar tiefe Atemzüge zurückzubringen scheint, als er sich plötzlich erhebt, zu seinem Schreibtisch geht und ihm einige Mappen mit Manuskripten und Bildern entnimmt.

„Hier sehen Sie sich mal einiges an, damit Sie ungefähr eine Vorstellung dessen erhalten, was ich in meinem Werke bringen werde.“ Er schlägt eine Mappe auf, die vollgepackt ist mit den vergeblichen artigen Handschriften. Abgearbeitete, beschmutzte Tagebuchblätter, im Schützengraben geschrieben, Briefe und wieder Briefe, aus denen mir Erlebnisse entgegenstarren, die man heute nicht mehr für wahr halten und begreifen kann. Dazwischen Originaldokumente, gebundene Berichte der Kommanden, die in ihrer nüchternen militärischen Klarheit die Barbarei und das fittliche Debakel mit wahnwitziger Eindringlichkeit ins Bewußtsein rufen. Dann folgen bildliche Darstellungen, Zeichnungen, die in ihrer Realität, in ihrer bibelhaften Durchdringung mit ausschweifender Erotik kein Künstler seiner Phantasie abringen kann. Alle diese Zeugen rufen: So ist das Leben! So ist der Krieg!

Magnus Firschfeld verfolgt interessiert, welchen Eindruck diese Dinge auf mich machen. Er merkt meine Verwirrung, mein entsetztes, ergriffenes Staunen. Ein feines Lächeln umspielt seine Lippen und in seinem Bild liegt dabei das große Mitleid und Mitleidserweisen des über den Erlebnissen stehenden Forschers, dessen Zweck die reine Wahrheit ist, um derenwillen er unentwegt seine Zeit in die Schranken zu fordern bereit ist...

Beim Abschied versichert mir noch der berühmte Gelehrte, der trotz seiner sechzig Jahre die geistige Leuchtkraft und Aktivität der Jugend zeigt, daß er an diesem Werk mit besonderem Eifer und wahrer Begeisterung gearbeitet habe und sich nun sehr freue, daß in wenigen Wochen der erste der beiden Bände bereits seinen Weg in die Öffentlichkeit nehmen wird.

Von tausend Eindrücken erfüllt, verlasse ich das in tiefer Ruhe gebettete Haus am Tiergarten, in dem ein so warmes, großes Herz für die Menschheit schlägt...

J. C. Schlegel

enden Wagen kanten die Sonnenstrahlen; er brach auf den Asphalt, der Motor begann sein brausendes Heben. Er rüttelte die Kapselung aus, schaltete den Gang ein die Landstraße wankte; der Wagen tänzelte ein wenig hin und her, sprang vorwärts, fraß den Asphalt in sich hinein, bog um Kurven, dümmte seinen Lauf, beschleunigte ihn wieder, brüllte aus tosender Lunge, hüpfte über das Kopfplättchen der Vorstadt und schob dann wie ein toller Besessener auf der haubwirbelnden Landstraße vorwärts. Max Mohrmann sah vornüberbeugt; durch den schmalen Spalt der zusammengereichten Augenlider jubelten seine Augen; er spürte wieder das Dröhnen des klingenden Motors, den willigen Gehorsam der glühenden Maschine, die motorisierenden Zugwind auf der Gesichtsbaut. Und er spürte, während sich seine Gefühle ins Unerlöste ergossen, wie es ihn vorwärts trug, vorwärts, vorwärts.

Als Mohrmann mit dem fauchenden Gefährt um eine scharfe Biegung der Straße bog, wurde der Wagen aus der Kurve getrieben; er überstülpte sich und Mohrmann blieb unter der Maschine hängen. Als er im Krankenhaus für kurze Minuten nochmals zum Bewußtsein erwachte, lag ein kindliches Lächeln auf seinem erschrammen Gesicht. Der Untersuchungsrichter, der ihn vernehmen wollte, bekam von ihm nur immer die eine Antwort: „... nur einmal wollte ich... es war sooo schön...“ Er mußte die Affen über den Autodieb Mohrmann schlagen, um sie nur noch einmal zu einer kurzen Rast zu öffnen, die besagte, daß das Verbrechen gegen den Arbeiter Max Mohrmann wegen Autodiebstahls eingestellt werde, da der Angeklagte gestorben sei.

Die Affen sagten nichts aus über die Motive dieses sonderbaren Diebstahls. Sie hätten darüber auch dann nichts wirklich Wahres und Treffendes aussagen können, wenn Mohrmann nicht gestorben wäre auf dem Ausflug in sein Zungen-Paradies. Denn die Paragrafen und Affen können nie wirklich erforschen und verstehen, was in einem Menschenherzen vor sich geht. Sie hätten nie verstanden, was sich an Max Mohrmann vollzog, den die unerfüllte Sehnsucht seines Lebens gerade in jenen Tagen, da er anfang zu sterben, d. h. seine Jugend aufzugeben und alt zu werden, nochmals wie ein Orkan überfiel; der in einem Augenblick von seinem lebensfrüchtigen, darbenenden Jünglingsherzen überwältigt worden war, da er dieses Jünglingsherzen auf den Müll hatte werfen wollen. An Max Mohrmann hatte sich romantisch-abenteuerlich die Tragik aller vom Leben ausgeschlossenen erfüllt. Die Zeitungen schrieben vom „unüberlebten Autodiebstahl eines Arbeitlosen“. Aber sie hätten von der romantischen Tragik eines proletarischen Jünglingsherzens schreiben sollen, das seinen verweifelten Ausflug ins Land der Sehnsucht mit dem Tode bezahlte.

Vater und Sohn

Von E. Goudmit.

Brammetje war der älteste Sohn von Sent Belleman und half dem Vater in seinem Trödelladen, in dem man alles bekam. Der Knabe war ein wenig romantisch veranlagt, er fehrte sich oft nach etwas Ungewöhnlichem in seinem Edele, und vielleicht war er dadurch etwas nachhaft, leicht reizbar und auffällig nach außen und zugleich ärtlich und gut in seinem Innern. Sie hielten recht viel voneinander; Brammetje auf der einen Seite und sein Vater und Mutter und die jüngeren Brüder und Schwestern auf der andern. Aber man ließ einander nicht viel davon merken, denn Brammetje meinte dazu, sein Gemütsleben zu verbergen und nicht nur das; er pflegte im Alter von vierzehn, fünfzehn Jahren oft sogar das Gegenteil von Freundschaft zu bekunden, vor allem den Eltern gegenüber.

An einem heißen Sommernachmittag in der Ferienzeit war es sehr still in Vaters Laden. Viele Leute aus der kleinen Stadt waren verreist, und es gab fast nichts zu verdienen. An solchen Tagen verfuhr der alte Belleman alle Möglichkeiten auszunutzen, ein paar Gulden Koffgeld in die Hände zu bekommen, und so entdeckte er in seinem Notizbuch, daß er noch einen Reichstaler für einen alten Kochherd zu fordern hatte, den ein Bauer von ihm gekauft hatte, um sein Schweinefutter darauf zu kochen. „Das ist ein guter Spasiergang für einen solchen Tag. Es ist zwar ein bißchen heiß, aber das macht nichts. Ich werde mir meinen Taler holen, dann haben wir heute abend ein gutes Butterbrot und für morgen etwas Sandlesegeld.“

Er sagte es eigentlich nur seiner Frau, denn es hatte gerade einen Streit mit Brammetje gegeben, wegen eines Paars neuer Schuhe, die er verlangt hatte, und die man ihm nicht geben konnte. Schelmworte, schlimmer als es es meinte, Verweise bitterer als er für recht hielt, Reinsigungen von Vater und Mutter und Reinsigungen von sich selbst, alles mit unterdrückter Bärtlichkeit und dem Unermöglichen, aufrichtig zueinander zu sein. Darum dachte Brammetjes Vater nicht daran, ihn zu dem Bauer zu schicken, und hier begann die Tragödie, die an diesem Tage vor sich gehen sollte.

Denn der Sohn ließ seinen Vater fortgehen und wachte dabei, daß er ihn damit einer unzersehblichen Erniedrigung preisgab; vor einem Monat hatte der Junge, als er gerade in der Nähe der Wohnung des Bauern war, das Geld für den Herd bereits abgeholt, und da man zu Hause nichts davon wußte, hatte der Mangel an jeglichem Taschengeld ihn dazu verführt, das Geld anzuschreiben, bis er einen Tag, ein paar Wochen, ein paar Monate, ein paar Jahre, bis er den Cent für Mäherarbeiten ausgegeben hatte. Er wollte rufen: „Geh nicht!“ aber er brachte es nicht aus der Kehle. Stumm und bedrückt sah er seinem Vater nach, stumm und bedrückt lief er den

Vater bei seiner Abreise zu begleiten, und noch wieder etwas, weil er dieses Mal mit ihm kam, und er nicht wußte, als Belleman nach vier Stunden heimkehrte und sich erkundete auf einen Stuhl fallen ließ, bittere Vermutungen gegen den Sohn zu seiner Frau äußerte: „Wie ich da vor dem Bauern stehe und hören muß, daß er das Geld schon vor vier Wochen bezahlt hat, und wie ein Narr den ganzen Weg zurücklaufen muß, den glühend heißen Weg, fast vier Stunden hin und zurück... und der Kerl hat nichts und läßt einen gehen, ich könnte ihn...“ Seine Augen funkelten, und als Brammetje hereinkam und gar zu fern gefogt hätte: es ist unzersehblich von mir, daß ich dich habe gehen lassen — aber ich konnte nicht, und ich möchte dich an mein Herz drücken und es ausmachen mit ich weiß nicht was... Als Brammetje alles das sagen wollte, aber nichts herausbrachte, da fiel sein Vater über ihn her und schlug und trat ihn und ergaß in sinnlosem Zorn einen Stoß weggeworfen und rief in der ersten Unruhe halb wütend: „Stech auf!“ Und als sich nichts an Brammetje rührte, begann der Vater zu sätern und rief erschreckt: „Kind, sieh auf!“ Dann heulte er sich über ihn und hob einen Arm des Jungen hoch; der Arm fiel ihm schlaff zurück. Dem alten Belleman war es, als ob durch seinen Körper, von oben nach unten, ein Riß ging. Er lief aus dem Hause, aus der Stadt, und sah nur noch den Horizont und hörte nur noch sein eigenes Stöhnen. Ihm war, als ob er geschlagen werden sollte. Dem Horizont wollte er sich entgegenwerfen und ihn mit seinen Klauen auseinanderreißen. Das ging nicht. Aber es war ein tiefer Kanal auf seinem Wege, und der hat mitgeholfen, Brammetjes Tag zu vollenden. Der alte Belleman war nicht der Mann, sich das Leben zu nehmen, und das hat er auch nicht getan. Aber er hatte keine Kraft mehr, sich gegen das Unheil zu wehren.

Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß er in seinem erregten Zustand vom Ufer des Kanals abgeglitten, ins Wasser gefallen und ohne Energie, sich zu retten, ertrunken war. Es war nun einmal geschehen, aber es wäre alles nicht nötig gewesen. Denn ungefähr zur selben Zeit stand Brammetje Belleman wieder auf, vollkommener unversehrt. Es war nur ein romantischer Einfall von ihm gewesen, sich so meisterhaft tot zu stellen. Er hatte doch etwas Besonderes damit erreicht: der Vater war in Angst von ihm fortgelaufen. Er hat es später bitter bereut, denn er sollte schon sehr bald, daß ihn im Grunde eine tiefe Freundschaft mit seinem Vater verbunden hatte. Aber es war natürlich zu spät. Und so hat der romantische Junge seine Mutter, solange sie lebte, ernähren müssen.

Durchsichtiges Metall

Doch es verchiedene an sich lichtundurchlässige Stoffe gibt, die in einem bestimmten Zustande der Bearbeitung, etwa geschliffen oder poliert, durchsichtig werden, ist bekannt. Auch der Diamant ist im Rohzustande undurchsichtig und bekommt seine wasserklare Lichtdurchlässigkeit erst durch entsprechende Bearbeitung. Ähnlich steht es mit den meisten anderen Edel- und Halbedelsteinen. Aber auch größere Steinarten, z. B. Granit und Basalt, werden durchsichtig, wenn sie entsprechend dünn geschliffen sind; Granit wird bei 1 Millimeter Stärke völlig durchsichtig, während dieser Zustand bei Marmor bereits bei 2 Millimeter Stärke eintritt. Auch Holz kann bekanntlich durchsichtig gemacht werden, vor allem in der Gestalt von Zellstoff, d. h. in seinen verschiedenen Papierformen.

Gänzlich neu jedoch ist die glasartige Durchsichtigkeit von Metallen. Man hat in letzter Zeit die Lichtdurchlässigkeit von Metallen einer genauen Prüfung unterzogen und ist dabei auf sehr interessante und für die Wissenschaft wie für die Industrie sehr wichtigen Ergebnisse gelangt. Zunächst stellte sich heraus, daß Gold, eins der ganz wenigen Metalle, die schon seit längerer Zeit auf einen außerordentlichen Feinheitsgrad gebracht werden konnten, bei etwa einem Zehntausendstel Millimeter Stärke lichtdurchlässig wird; man kann durch solch dünnes Gold hindurchsehen wie etwa durch eine grüne Glasscheibe. Kupferfolien von ähnlicher Stärke bekommen die Lichtdurchlässigkeit von rotem Glas. Silberfolien diejenigen von blauem Glas. Diese Feinheitsgrade von Gold, Silber und Kupfer wurden freilich schon in alten Zeiten erreicht, und zwar durch Handbearbeitung, durch die sogenannten Goldschläger. Heute werden solche dünnen Metallfolien durch elektrische Verfahren, vor allem durch die Galvanotechnik, hergestellt. Dabei ist es dem Physiker Carl Müller gelungen, Metallfolien von einem Hunderttausendstel Millimeter Stärke zu erzeugen, und es ergab sich, daß diese Metallfolien völlig durchsichtig wie Kristalle sind. Aber nicht nur Gold und andere weiche Metalle wurden auf diesen Feinheitsgrad gebracht, sondern auch harte Metalle, vor allem Stahl. Es gelang Müller, Stahlfolien herzustellen, die völlig durchsichtig sind wie Glas und dennoch eine gewisse Festigkeit besitzen.

Diese Entdeckung ist von außerordentlicher Wichtigkeit für eine Reihe von Industrien und Wissenschaften. Besonders die Radiotechnik, die Grammophon-, Elektro- und Tonkinoindustrie benötigen diese feinen, schwingungsreichen und durchsichtigen Metallfolien. Ebenso wichtig sind diese neuen Metallfolien für eine Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen und Experimentiermethoden, da solche gleichmäßig elastischen und durchsichtigen, festen und gleichzeitig leichte Materialien der Wissenschaft bisher noch nicht zur Verfügung standen.

S. C.